

Die Chronik des großen
DÄMONENKRIEGS

DAS VERMÄCHTNIS
DES KÖNIGS



STEFAN BURBAN

Stefan Burban

DIE CHRONIK DES GROSSEN DÄMONENKRIEGS

BAND 1

DAS VERMÄCHTNIS DES KÖNIGS



EINE MARKE VON
EK-2 PUBLISHING

Ihre Zufriedenheit ist unser Ziel!

Liebe Leser, liebe Leserinnen,

zunächst möchten wir uns herzlich bei Ihnen dafür bedanken, dass Sie dieses Buch erworben haben. Wir sind ein Familienunternehmen aus Duisburg und jeder einzelne unserer Leser liegt uns am Herzen!

Mit unserem Verlag *EK-2 Publishing* möchten wir militärgeschichtliche und historische Themen sichtbar machen und Leserinnen und Leser begeistern.

Vor allem aber möchten wir, dass jedes unserer Bücher **Ihnen ein einzigartiges und erfreuliches Leseerlebnis** bietet. Haben Sie Anmerkungen oder Kritik? Lassen Sie uns gerne wissen, was Ihnen besonders gefallen hat oder wo Sie sich Verbesserungen wünschen. Welche Bücher würden Sie gerne in unserem Katalog entdecken? Ihre Rückmeldung ist wertvoll für uns und unsere Autoren.

Schreiben Sie uns: info@ek2-publishing.com

Nun wünschen wir Ihnen ein angenehmes Leseerlebnis!

*Ihr Team von EK-2 Publishing,
Ihr Verlag zum Anfassen*

PROLOG

TOD EINER STADT

Die Schlacht war verloren.

Neiron Dragor, von Ariadnes Gnaden König von Hasterian, sah aus dem Fenster seines Thronsaals auf das, was von seiner geliebten Hauptstadt noch übrig war. Tränen der Trauer und Wut liefen über seine Wangen.

Ein gewaltiges Flammenmeer verzehrte die Stadt. Dichter, beißender Qualm lag über allen Straßen wie ein gewaltiges Leichentuch. Die einfallenden Goblinhorden hatten sich nicht damit begnügt, plündernd und mordend über die Bevölkerung herzufallen. Nein, Sie brandschatzten seine Stadt auch noch. Ihr Triumph war vollkommen. Die Stadt war nun nicht mehr als ein riesiges Freudenfeuer zur Feier ihres Sieges.

Tansara war gefallen.

»Wie haben Sie das nur geschafft?«, fragte er niemand Bestimmten.

»Sire?«, erwiderte der Mann hinter ihm irritiert, in der Annahme, sein König rede mit ihm.

»Die Goblins. Wenn sie etwas mehr hassen als Menschen, dann sind es ihre eigenen Artgenossen. Die meiste Zeit schlachten sie sich lieber gegenseitig ab als uns. Wie ist es ihnen nur gelungen, ihre Streitigkeiten lange genug beiseitezuschieben, um so einen Angriff zu starten?«

Barras, Hauptmann der Palastwache und seit langer Zeit ein enger Freund und Vertrauter des Königs, zuckte aus Ratlosigkeit lediglich die Achseln, ehe er antwortete: »Spielt das überhaupt eine Rolle? Sie sind hier. Nur das zählt.« Barras' Pragmatismus war meistens tröstend und hilfreich. Diesmal war er keines von beiden.

»Für mich spielt es eine Rolle«, beharrte der König. »Wie haben sie das geschafft?« Er deutete anklagend aus dem

Fenster.

Vor hilfloser Wut verkrampften sich seine Finger in den Fenstersims, so fest, dass kleine Blutstropfen unter den Fingernägeln hervortraten.

»Vielleicht werden wir das nie erfahren«, antwortete sein oberster Leibwächter bedrückt. »Wir erhalten nicht viele Informationen aus der Stadt. Bei den wenigen Nachrichten handelt es sich überwiegend um Hiobsbotschaften. Die Mauern befinden sich fest in der Hand der Goblins, ebenso die Kasernen.« Barras senkte beschämt das Haupt. »Ich befürchte, unsere Männer und Mauern sind gefallen. Das Schicksal der Stadt liegt nicht länger in unseren Händen, Sire.« Ein harter Unterton trat in Barras' Stimme. »Unsere Truppen hatten keine Chance.«

»Nein, die hatten sie wohl nicht. Und jetzt stehen wir am Rand der Niederlage.«

Eine einzelne Flammenzunge erhob sich gut sichtbar über die restlichen Flammen – wie ein Leuchtturm, der sich über einer stürmischen See erhob.

Die Goblins hatten das größte Gebäude von Tansara, den Ariadne-Tempel im Zentrum der Stadt, angezündet. Dieser Anblick würde die wenigen Verteidiger, die der Hauptstadt noch geblieben waren, zusätzlich demoralisieren.

Es wurde nun überall gekämpft. Sie kämpften in den Straßen, auf den Plätzen, in den Häusern. Das Volk stemmte sich mit dem Mut der Verzweiflung gegen den drohenden Untergang. Und trotzdem war es hoffnungslos. Die Stadt war verloren.

Sein Herz verkrampfte sich vor Trauer und er krallte seine blutverschmierte Hand an die Brust, als könne er den Schmerz damit auslöschen. Es schien für einen Moment, als versuche der König, sich sein schmerzendes Herz aus dem eigenen Körper zu reißen. Seine Pflicht als König war es, seine Untertanen zu beschützen und für ihr Wohlergehen zu sorgen. Er hatte schmachvoll versagt. Wie um die Bemühungen der Verteidiger zu verspotten,

flatterte hoch über der Stadt immer noch stolz und ungebrochen die Flagge mit dem geflügelten, sich windenden Lindwurm. Das Drachenbanner der Dragors.

Neiron warf einen schnellen Blick in Richtung des Nachbarhügels. Die Klosterfestung Caralyn überragte die brennende Stadt und stellte einen ruhenden Pol inmitten des Chaos dar. Die Tore standen weit offen und hießen alle Flüchtlinge, die es den Berg hinaufschafften, willkommen. Damit endete die Hilfe des Erzbischofs und seiner Ordensritter jedoch auch schon. Der Beschluss des Klerus, sich aus dem Kampf herauszuhalten, war enttäuschend. Sie beschränkten die Verteidigungsbemühungen auf ihre eigenen Interessen – die Klosterfestung und ihr direktes Umland.

Die Goblins waren klug genug, sich von diesem Hügel fernzuhalten und die Ritter des Ordens nicht zum Kampf zu provozieren. Diese schwer gerüsteten Kämpfer hätten mit den kleinen, grünhäutigen Kreaturen kurzen Prozess gemacht.

Neiron hätte sich besser gefühlt, wenn er auf die Priester und ihre Ritter hätte wütend werden können, doch nicht einmal dazu brachte er die Kraft auf. Zu ausgelaugt fühlte er sich. Das Gemetzel, das sein Volk erleiden musste, tötete jedes Gefühl in ihm. Außerdem bezweifelte er, dass es einen Unterschied gemacht hätte, wenn die Ordensritter an ihrer Seite in den Kampf gezogen wären. Der Feind war zu zahlreich, zu entschlossen, zu zielstrebig.

Zu intelligent, schoss es dem König durch den Kopf. Allesamt Dinge, für die die Goblins nicht gerade bekannt sind.

Das Einzige, was die Goblins davon abhielt, den Palast zu stürmen, waren die wenigen Soldaten der Palastwache, im Ganzen vielleicht zweihundert Mann an der Zahl. Auf den Zinnen standen einige Dutzend Bogenschützen, die jede Grünhaut, die es wagte, sich zu weit zu nähern, mit Pfeilen spickten. Ein ansehnlicher Berg grünhäutiger Leichen am

Fuß des Hügels bewies ihr Können und ihre Entschlossenheit. Sie würden den Palast mit ihrem Leben verteidigen.

Aber wie lange würde das noch ausreichen? Bisher beschränkte die Abwehr seiner Soldaten sich nur auf versprengte, plündernde Gruppen, die von der Hauptstreitmacht getrennt worden waren. Sobald dieses gewaltige Heer jedoch mit der Stadt fertig war, würde es sich dem Palast zuwenden, ihm, seiner Familie.

Er spielte geistesabwesend mit der Sonnenkrone, die er in Händen hielt, dem Zeichen der Königswürde von Hasterian.

Oh, Ariadne, Lichtgöttin, wie rette ich nur meine Familie? Bitte hilf mir!

Doch statt Antworten erhielt er nur Stille. Ariadne antwortete nicht. Das tat sie selten dieser Tage.

An der Tür, unbeweglich wie Statuen, hielten geduldig zwei Ritter des Königs stille Wacht. Ihre Visiere waren geschlossen. Die linke Hand jedes Ritters ruhte auf dem in der Scheide steckenden Schwert. Die Rüstungen, die sie trugen, waren blank poliert. Ihre makellose Erscheinung stand in krassem Gegensatz zum Schlachten, das sich in der Stadt abspielte.

Am liebsten hätte er sie auf der Stelle fortgeschickt, damit sie seinem Volk helfen konnten, so gut sie es vermochten. Die beiden Ritter hätten, ohne mit der Wimper zu zucken, seinem Wunsch entsprochen. Sie wären gegangen im Wissen, dass es ihr sicherer Tod gewesen wäre. Doch zwei Ritter, so gut sie auch waren, hätten gegen diese Horde Goblins auch nichts ausrichten können.

Barras stand immer noch geduldig hinter ihm. Das tiefschwarze Haar kurz geschnitten und kein Gramm Fett am hünenhaften Leib, war er das Musterbeispiel eines Soldaten. Sein Körper wirkte so gespannt wie eine Sprungfeder.

Der treue alte Kämpfer wartete nur auf einen Befehl, der ihn anwies, seinen König in Sicherheit zu bringen. Dieser Befehl würde aber nicht kommen. Das wussten sie beide. Neiron war kein Feigling und er weigerte sich, sein Heil in der Flucht zu suchen, während seine Stadt einen langsamen, qualvollen Tod starb.

Barras hatte ihn in den letzten Stunden regelrecht angefleht, sich nach Caralyn zu begeben, jedoch vergebens. Der König hielt stur die Stellung.

»Gibt es Nachricht von meinem Bruder?«, fragte Neiron, obwohl er die Antwort bereits kannte. »Oder sind einige der Kuriere zurückgekehrt?«

»Nein, Sire. Nichts.«

»Nichts«, wiederholte der König nachdenklich. Inzwischen hätten bereits einige seiner Herolde und Kuriere zurückkommen müssen, um das Eintreffen der Verstärkung anzukündigen. Das verhieß nichts Gutes.

Barras räusperte sich diskret. Die Geste rang dem König selbst in dieser Situation ein leichtes Lächeln ab.

»Sprich dich ruhig aus, Barras. Du hast etwas auf dem Herzen?«

»Mit Verlaub, Mylord – ja. Ich beschwöre Euch. Ihr müsst Euch in Sicherheit bringen. Solange noch Zeit ist. Die Goblins marschieren auf den Palast zu und die Palastwache wird sie nicht aufhalten können. Außerdem sind so gut wie keine Ritter in der Stadt.« Er streifte die beiden Gestalten an der Tür mit einem kurzen Blick. »Es gibt nichts mehr, was wir tun können.«

»Selbst wenn mehr von ihnen hier wären, so bezweifle ich, dass sie mehr tun könnten, als das Unabänderliche hinauszögern. Gänzlich verhindern, könnten sie es aber wohl nicht«, erwiderte Neiron mit sorgsam beherrschter Stimme, aus der Barras jedoch die Verbitterung seines Monarchen heraushörte.

»Ein Grund mehr, dass Ihr flieht«, setzte Barras sofort nach.

»Denkt doch wenigstens an Eure Familie.«

Der Schuss traf. Neiron verschränkte in einer nachdenklichen Geste seine Arme vor der Brust. Einen Augenblick erwog er tatsächlich, Barras' Drängen nachzugeben. Er wollte gerade etwas sagen, als sein Blick auf einen Strom Menschen fiel, die sich mühsam den Nachbarhügel hinaufschleppten, auf die Sicherheit der dortigen Klosterfestung zu.

Einige Goblin-Trupps witterten leichte Beute und setzten den Flüchtlingen nach. Der König hörte, wie Frauen und Kinder innerhalb der Gruppe vor Entsetzen aufschrien. Der König stürzte vor und stützte sich mit beiden Händen auf den Fenstersims, als könnte er dadurch die sich anbahnende Tragödie verhindern.

Da preschte eine Gruppe Reiter heran. Es waren etwa dreißig. Neiron meinte die gold-blauen Uniformen der königlichen Lanzenreiter zu erkennen. Der Anführer der Gruppe erkannte die Gefahr für die Flüchtlinge ebenfalls und gab ein kurzes Handzeichen, woraufhin die Reiter hinter ihm ihre Pferde anspornten. Innerhalb weniger Sekunden formierten sie sich zu einem lockeren Keil und ritten mit angelegten Lanzen auf die Goblins zu.

Was nun folgte, war kaum als Kampf zu bezeichnen. Die Lanzer ritten die eine Hälfte der Goblins glatt nieder – zertrampelten die grünhäutige Brut unter den Hufen ihrer Schlachtrösser. Die andere Hälfte endete blutüberströmt auf den Spitzen der Lanzen. Während die Reiter die Goblins in die Flucht schlugen, schafften es die Flüchtlinge, das rettende Kloster zu erreichen.

Neiron winkte Barras näher heran und deutete auf die Szene unter ihnen und fragte interessiert seinen Hauptmann: »Kennst du diesen Mann dort unten?« Er wies mit seiner Hand auf den Anführer der Lanzenreiter.

Der Angesprochene spähte mit Argusaugen in das Schlachtgetümmel und versuchte, Einzelheiten des Reitertrupps auszumachen, der gerade wieder dabei war,

sich neu zu formieren. In der Ferne konnte er schwach die Farben des Regiments ausmachen, zu dem die Reiter gehörten.

»Das sieht aus, als wären es Galeds Lanzenreiter.« Er hielt inne, als ihm bewusst wurde, dass sein König mit der vertraulichen Anrede des jungen Offiziers nichts würde anfangen können.

»Leutnant Galed Aderias, Sire«, verbesserte er sich schnell. »Ein hervorragender Offizier bei den Lanzenreitern.« Er lachte kurz auf. Und es schwang tiefe Hochachtung darin mit, für Barras' Verhältnisse ein echtes Kompliment. »Es wundert mich nicht wirklich, dass er zu jenen gehört, die das Massaker in den Kasernen überlebt haben. Er hatte schon immer ein Talent zum ... Überleben.«

Neiron antwortete nicht. Seine Gedanken überschlugen sich. Die Stadt war noch nicht gefallen. Das Beispiel dieser Lanzenreiter bewies, dass sie immer noch verbissen verteidigt wurde. Was wäre er für ein König, wenn er floh, während wackere Soldaten kämpften und starben? In diesem Augenblick traf er seine Entscheidung. Sein Volk brauchte ihn. Es brauchte ihn mehr denn je. Neue Kraft durchströmte seine Glieder. Er fühlte sich plötzlich so lebendig wie schon lange nicht mehr. Die Stadt war noch nicht gefallen – und sie würde nicht fallen, nicht, solange er noch ein Wörtchen mitzureden hatte.

»Barras, ich muss dich um einen großen Gefallen bitten. Aber ich sage dir gleich, es dürfte dir nicht gefallen.«

»Ich tue alles, was Ihr verlangt, Mylord«, antwortete der Hauptmann, ohne zu zögern.

»Meine Frau und mein Sohn sind mir das Wichtigste auf der Welt. Nimm dir so viele deiner vertrauenswürdigsten Männer, wie du brauchst, und bringt sie hinauf in die Klosterfestung. Dort werden Sie in Sicherheit sein. Ich würde sie niemandem sonst anvertrauen.«

»Natürlich werde ich Euren Wunsch erfüllen«, erwiderte Barras beunruhigt. »Aber bei allem Respekt, Eure

Majestät, wo werdet Ihr sein?«

Neiron straffte seine Schultern. Er war nie ein besonders großer Mann gewesen. Mit seinen eins fünfundsiebzig überragte ihn selbst der kleinste Soldat der Wache noch um Haupteslänge. In diesem Augenblick wirkte aber selbst der hühnenhafte Barras wie ein Zwerg neben ihm. Die beeindruckende Präsenz des Königs füllte den ganzen Raum. Neiron fuhr sich mit der Hand durch das dunkelbraune Haar, das an den Rändern bereits graue Strähnen zeigte, und richtete seinen strengen Blick auf die brennende Stadt. »Dort, wo ich hingehöre.«

1

HEIMKEHR

Dreigan Astari lenkte sein Pferd durch die großen Stadttore von Tansara, wobei er geschickt den Menschenmassen auswich, die sich durch die schmale Öffnung drängten. Es war Markttag in der Hauptstadt und er hoffte, in der bunten Menschenmenge nicht weiter aufzufallen.

Der eisige Wind piffte heulend durch die enge Passage wie durch einen Kamin und fuhr ihm wie eine eiskalte Sense durch das dichte, dunkelblonde Haar. Die Schneeflocken verwirbelten in anmutigen, wunderschönen Mustern. Aber um auf solcherlei ästhetische Dinge zu achten, fehlten ihm momentan sowohl die Geduld als auch die Nerven.

Dreigan zog den schweren Mantel enger um seinen abgemagerten, frierenden Körper und verzog den Mund zu einer verärgerten Grimasse. Menschenansammlungen waren ihm zuwider. Er zog die Einsamkeit eines Lagerfeuers oder die stille Kameradschaft von Soldaten dem Leben in einer großen Stadt jederzeit vor. Das galt vor allem für diese Stadt. Angewidert spuckte er aus.

Leider ließen ihm die Umstände nicht viele Alternativen. Er nannte nur noch drei Bronzemünzen sein Eigen, nicht gerade ein berauschendes Vermögen. Ansonsten besaß er nur noch den braunen Wallach, auf dem er saß, und was er an Kleidung am Körper trug: einen Bärenfellmantel, ein einfaches dunkelbraunes Beinkleid, ein grobes, mit Nieten besetztes Lederwams und darunter ein schmutzig graues Leinenhemd. Sein wichtigster Besitz waren der Bogen, der mit einem leeren Köcher am Sattel hing, und das Schwert, das er normalerweise auf dem Rücken trug, das diesmal jedoch der Bequemlichkeit wegen ebenfalls am Sattel

befestigt war. Alles in allem bot Dreigan einen ziemlich abgerissenen Eindruck.

Er widerstand dem Drang, sich ständig umzusehen. Das Gefühl, lauender Augen, die jeden seiner Schritte beobachteten, war überwältigend. Dreigan wusste jedoch, dass dies Blödsinn war. Niemand hier kannte ihn, niemand wusste, dass er hier war. Anscheinend war er in letzter Zeit etwas paranoid geworden.

Die Strapazen der letzten Wochen hatten ihre Spuren hinterlassen. Seine Figur wirkte eingefallen, um nicht zu sagen, ausgemergelt. Sein nackenlanges, dunkelblondes Haar war verfilzt und ungekämmt.

Unter den reichen Kaufleuten, Händlern, Handwerkern und Schmieden, die am Markttag in die Stadt strömten, um ihre Waren feilzubieten, stach er heraus wie ein Esel unter einer Herde Vollbluthengste. Selbst die Dirnen machten einen großen Bogen um ihn und konzentrierten sich stattdessen auf lohnendere Beute. Davon gab es heute reichlich in der Stadt. Mit etwas Glück konnte er bei einer der zahlreichen Karawanen als Wächter anheuern, um über die Runden zu kommen.

Zwei ganz in Schwarz gekleidete Soldaten stolzierten arrogant durch die Straße. Die Menge teilte sich vor ihnen und nicht wenige wichen sogar angstvoll zurück. Keiner wollte König Cedrics Soldaten zu nahe kommen. Diese Männer standen in dem Ruf, rachsüchtig und kleingeistig zu sein. Tod und Folter machten ihnen Spaß. Das erzählte man sich hinter vorgehaltener Hand. Niemand würde es allerdings jemals wagen, ihnen das ins Gesicht zu sagen.

Die Visiere der Gardisten waren geschlossen. Man sah sie nur sehr selten mit geöffnetem Visier oder sogar ganz ohne Helm. Diese Männer umgab eine Aura des Düsteren. Dreigan widerstand nur mit Mühe dem Drang, erneut auszuspucken ...

Im Moment galt es, so wenig Aufmerksamkeit wie möglich auf sich zu ziehen.

Die Soldaten gingen langsamer, als sie seine Blicke bemerkten. Mit aller Kraft zwang er sich, die Augen zu senken, als wäre nichts geschehen.

Nur nicht auffallen!

Für einen Augenblick rutschte er unsicher auf seinem Sattel umher. Er verdeckte den Knauf des Schwerts notdürftig mit seinem Mantel und hoffte, die Gardisten würden die Handbewegung nicht bemerken. Vielleicht war es doch keine so gute Idee gewesen, hierher zu kommen. Vielleicht hatten sie ihn erkannt. Oder das Schwert, das er trug. Vielleicht gab es sogar einen Steckbrief mit seinem Gesicht darauf. Er wog seine Chancen ab. Mit den beiden konnte er zweifellos fertigwerden. Aber was dann? Aus der Stadt würde er nicht mehr herauskommen und sie hätten ihn nach kurzer Zeit bestimmt ergriffen.

Der Augenblick ging jedoch gefahrlos vorbei. Die Soldaten passierten ihn, ohne ihn weiter zu beachten. Dreigan war für sie nur ein weiterer heruntergekommener Söldner auf der Suche nach Arbeit. Er machte sich einfach zu viele Sorgen, aber das war auch kein Wunder nach dem, was er erlebt hatte. Er stieß zischend den Atem aus und bemerkte erst jetzt, dass er ihn angehalten hatte.

Nur mit Mühe verkniff er sich beim Anblick der Soldaten eine hasserfüllte Miene.

Nur nicht auffallen!

Er hob den Kopf und sah hinauf zum Königshügel. Hoch über der Stadt aufragend thronte auf der Spitze des Hügels der königliche Palast. Cedrics Palast. Cedric der Eroberer. Wer würde schon erwarten, dass ein Feind des Königreichs sich ausgerechnet in der Hauptstadt verbergen würde? Dreigan lachte kurz und humorlos. Wer würde schon erwarten, dass ein Feind des Königs so unverfroren sein würde – und so dumm?

Er steuerte eine Herberge mit eigenem Stall an, überließ dem Stalljungen sein Pferd zur Obhut und betrat den Schankraum. Die Luft war geschwängert von Pfeifenqualm,

Schweißgeruch und dem Duft bratenden Fleisches. Die Mischung ließ ihn im ersten Augenblick würgen, doch dann meldete sich sein Magen schmerzhaft zu Wort. Er setzte sich in die Nähe der Theke. Eine dralle Bedienung mit ausladender Oberweite eilte sogleich zu ihm.

»Was habt ihr heute anzubieten, Mädchen? Ich bin hungrig wie ein Wolf.«

Die Bedienung lächelte ihn aufreizend an, bevor sie aufzählte: »Wir haben einen hervorragenden Eintopf aus Zwiebeln, Steckrüben, Erbsen und Hammelfleisch. Ich könnte dir auch ein paar Stücke Wildschweinbraten anbieten, der gerade auf dem Spieß gart.« Dreigan überlegte einen Augenblick und bestellte schließlich im Hinblick auf seine Geldbörse einen Teller Eintopf und einen kleinen Krug Wein.

Die Kellnerin eilte davon, warf ihm aber noch einen Blick zu, der deutlich machte, dass sie ihm gern noch mehr serviert hätte als nur das Essen. Aus der Nähe betrachtet wirkte sie allerdings deutlich älter, als er zunächst angenommen hatte.

Ihr aufdringlich süßes Parfum vernebelte ihm die Sinne. Er entschloss sich, das unausgesprochene Angebot vorerst nicht anzunehmen. Schließlich war er in der Hauptstadt Hasterians.

Da gibt es für einen gut aussehenden Mann sicher noch andere Möglichkeiten. Er grinste schelmisch.

Die Kellnerin kam erneut an seinen Tisch und stellte den Eintopf sowie den Krug darauf. Sie hatte sogar zwei Scheiben Brot dazugelegt, die noch ofenfrisch dampften. Sofort machte er sich genüsslich daran, die Mahlzeit zu vertilgen.

Dreigan hatte den Eintopf und die Brote fast gänzlich aufgegessen, als ihm jemand schmerzhaft auf den Rücken klopfte. Er verschluckte sich und hustete unterdrückt. Als der Hustenanfall langsam nachließ, stand er auf, da offensichtlich jemand eine Lektion in gutem Benehmen

brauchte. Doch dieselbe Hand, die ihm zuvor auf den Rücken geklopft hatte, drückte ihn wieder unsanft zurück auf den Stuhl.

»Bemüh dich nicht, du alter Vagabund. Ich bin nicht auf Streit aus«, sagte eine gutmütige Stimme.

Dreigan blickte überrascht auf. »Yarek?! Was im Namen Ariadnes machst du denn hier?«

Ein untersetzter Mann in Dreigans Alter setzte sich ihm gegenüber und strich sich genüsslich über sein Wams, unter dem sich ein beeindruckender Leib spannte. Yarek Sekai und er waren schon Freunde, solange er zurückdenken konnte. Wie er selbst war Yarek ebenfalls Söldner, auch wenn Dreigan sich lieber als Abenteurer denn als Söldner betitelte. Sie hatten schon bei so mancher Armee gemeinsam angeheuert. Ihre Wege hatten sich aber vor geraumer Zeit leider getrennt. Dass er ihn hier wiedersehen würde, wäre ihm nie in den Sinn gekommen.

»Dasselbe wie du, schätze ich«, antwortete der Söldner gut gelaunt. »Bin auf der Suche nach Arbeit. Ich dachte, mich trifft der Schlag, als ich dich durch die Tür kommen sah. Hätte dich fast nicht wiedererkannt. Du bist ein wenig dürr geworden.«

»Dafür stehst du umso besser im Futter, mein Freund«, erwiderte Dreigan lachend.

Yarek sah an sich herunter und beim Anblick seiner Leibesfülle quittierte er den liebevollen Spott mit einem breiten Grinsen.

»Ich hatte Glück. Die letzten Monate war ich bei einem reichen Kaufmann als Leibwächter angestellt. In seiner Fantasie hatte er mehr Feinde als in Wirklichkeit. Im Klartext: Es war leicht verdientes Geld. Außerdem waren Kost und Logie umsonst.« Yarek war offensichtlich sehr zufrieden mit sich, aber Dreigan kam nicht umhin, ihn auf die einzige Schwachstelle seiner Erzählung hinzuweisen.

»Wenn das tatsächlich stimmt, was machst du dann hier auf Arbeitssuche?«

Yarek sah etwas verlegen drein, bevor er antwortete: »Der Dummkopf hat sich von einem Fuhrwerk überfahren lassen. Das war eine ziemliche Sauerei, das kann ich dir sagen. Viel war von dem armen Kerl nicht übrig. Ich möchte nicht in der Haut desjenigen stecken, der die Überreste aufwischen musste.«

Er lachte bellend auf. »Auf jeden Fall hat sein Sohn den ganzen Laden geerbt. Leider war er nicht so paranoid wie sein alter Herr, dafür aber umso geiziger. Und schon saß ich auf der Straße und bin nun hier.«

Dreigan schüttelte mitfühlend den Kopf. Eine so gute Anstellung wegen eines dummen Unfalls zu verlieren, das war hart.

Das Schweigen zwischen den Söldnern hielt einige Minuten an, in denen Dreigan seinen Eintopf zu Ende aß und den Rest Wein leerte. Dann konnte Yarek seine Neugier aber nicht länger im Zaum halten. »Und was treibt dich hierher? Woher kommst du gerade?«

Der hochgewachsene Dreigan sah sich kurz um und überlegte, ob er die Frage nicht lieber ignorieren – besser noch: mit einer Lüge beantworten – sollte. Aber er kannte den Mann, der ihm gegenüber saß, schon lange. Viel zu lange, um diesem zu misstrauen. »Ich war in den südlichen Provinzen.«

»Bei der Göttin, sag mir bitte, dass du nicht so dumm warst, bei Queryn mitzukämpfen!« Yarek sah Dreigan mit großen Augen an. Die Worte waren aus ihm herausgeplatzt, ehe er sich eines Besseren besinnen konnte. Beide sahen sich verstohlen um. Bei dem überraschten Ausruf drehten sich mehrere Gäste der Herberge nach ihnen um, widmeten sich jedoch schnell wieder ihrer jeweiligen Beschäftigung.

»Für etwas Zurückhaltung wäre ich dir sehr dankbar«, zischte Dreigan.

»Tut mir leid«, antwortete Yarek betreten. »Aber erzähl, was dort unten los war. Man erhält hier so wenig

Nachrichten aus der Gegend. Es sind allenfalls Gerüchte im Umlauf.«

»Glaub mir, du kannst froh sein, dass du mit der ganzen Sache nichts zu tun hattest. Das konnte man kaum einen Aufstand nennen.«

Früher war Hasterian eine friedliebende Nation gewesen, zu Zeiten von König Neiron. Zu der Zeit war Dreigan noch ein Kind gewesen. Jedoch hatte er nach dem Einfall der Goblins viel zu schnell erwachsen werden müssen.

Die Bewohner von Hasterian nannten es die Nacht des Feuers. Vor einundzwanzig Jahren. Er war damals gerade elf Jahre alt gewesen. Goblinarmeen waren über die Städte des Königreichs hereingebrochen wie eine Plage und überall war Chaos ausgebrochen. König Neiron war bei der Verteidigung der Hauptstadt gefallen, zusammen mit seiner gesamten Leibwache und fast der ganzen königlichen Familie.

Nur der Bruder überlebte, und das auch nur, weil er sich nicht in der Stadt aufhielt. Cedric. Er hatte anschließend den Thron bestiegen. Unter seiner Führung war es irgendwie gelungen, die Goblins zurückzuwerfen und die Lage endlich in den Griff zu bekommen.

Für viele war er danach ein Held gewesen – zu Anfang. Die ersten Jahre seiner Herrschaft verliefen durchaus friedlich. Dann begann er aber, das Heer aufzurüsten. Die Kampfkraft des stehenden Heeres wurde innerhalb von nur zwei Jahren auf mehr als das Dreifache der Stärke vor der Goblininvasion aufgestockt. »Um uns gegen unsere Feinde zu verteidigen«, sagte er. Wobei auch niemand genau zu sagen vermochte, um welche Feinde es sich handelte.

Die Antwort auf diese Frage folgte wenige Monate später. Cedric beschuldigte die Nachbarstaaten, den Angriff der Goblins unterstützt zu haben. Er mobilisierte das Heer und marschierte ein. Eine Nation nach der anderen fiel. Über zwölf Jahre Krieg ließen das Staatsgebiet Hasterians auf das Doppelte der früheren Größe anwachsen. Aber auch

die königlichen Truppen mussten Verluste hinnehmen. Also stellte Cedric die schwarzen Garden auf, um die eigenen Truppen zu verstärken. Wo viele Offiziere der königlichen Truppen Cedric und dessen Herrschaft eher argwöhnisch beäugten und die meisten König Neiron hinterhertrauerten, da waren die schwarzen Garden ihm und nur ihm allein fanatisch loyal. Mit ihnen hinter sich setzte er den Grundstein für den Terror im eigenen Land.

Er fiel mit Feuer und Schwert über diejenigen her, die sich im widersetzen, seien es fremde Nationen oder Bürger des eigenen Landes. Die Garden hetzten jeden von ihnen zu Tode. Einige besonders einflussreiche Gegner Cedrics verschwanden auch einfach bei Nacht und Nebel. Man hörte nie wieder etwas von ihnen.

Trotzdem gab es immer wieder Unruheherde. Aufstände schwelten allorts und Cedrics Truppen konnten nicht überall zugleich sein. Vor allem die unterworfenen Völker versuchten regelmäßig, ihre Freiheit zurückzuerlangen. Manchmal gelang ihnen das sogar für eine gewisse Zeit – bis die schwarzen Garden die Zeit fanden, sich ihnen zu widmen.

Für einen guten Söldner eine Zeit voller Möglichkeiten und Dreigan war richtig gut. Leider war ihm bei der Wahl seiner Auftraggeber bisher wenig Glück beschieden. Sie hatten die unschöne Angewohnheit, frühzeitig aus dem Leben zu scheiden, meistens, bevor sie ihn für seine Dienste entlohten. Irgendwie suchte er sich zwar immer die moralisch richtige, aber militärisch unterlegene Seite aus – eine Tatsache, die ihn regelmäßig ohne finanzielle Mittel, aber dafür mit Verfolgern auf seiner Fährte überstürzt fliehen ließ.

»Du weißt, wie so was anfängt«, erzählte er. »Ein Idealist fängt an, auf einem von der Göttin verlassenen Marktplatz von Freiheit zu predigen. Ein paar Dummköpfe hören ihm zu. Er begeistert sie und auf einmal werden sie zu einem wütenden Mob, der die örtliche Garnison aus der Stadt

treibt. Dann wird ihnen bewusst, was sie getan haben, und kriegen es mit der Angst zu tun. Das ist der Augenblick, in dem sie richtige Soldaten brauchen, die ihnen helfen.«

Yarek kratzte sich nachdenklich das Kinn. »Lass mich raten: An dieser Stelle kommst du ins Spiel.«

»Ich und noch andere Söldner, die sie anheuerten«, bestätigte Dreigan. »Du hast ganz recht. Die Stadt, die uns anwarb, heißt – vielmehr hieß – Queryn. Die Stadt schmiedete ein Bündnis mit Rebellen aus drei anderen Städten. Wir halfen bei der Ausbildung der Rekruten und bei der Befestigung der Stadt. Vielleicht lachst du mich jetzt aus, aber diesmal dachte ich tatsächlich, sie hätten eine reelle Chance und zur Abwechslung würde ich endlich auf der Gewinnerseite stehen.«

Dreigan bestellte bei der Kellnerin noch einen Krug Wein, diesmal einen größeren, damit auch Yarek was davon hatte. Sie warteten, bis der Krug und zwei Becher gebracht wurden und die Kellnerin wieder außer Hörweite verschwunden war.

»Und dann?«, hakte Yarek ungeduldig nach.

»Und dann kamen die schwarzen Garden. Sie haben die Stadt nicht einmal zur Kapitulation aufgefordert. Sie haben einfach ihr Lager aufgeschlagen und am nächsten Tag griffen sie an.«

Er hob den Becher an die staubtrockenen Lippen und nahm einen kräftigen Schluck, als wolle er die Erinnerungen wegspülen. Als er das Gefäß wieder absetzte, waren sie aber zu seiner Enttäuschung noch da, in all ihrer Klarheit.

»Yarek, du machst dir keine Vorstellung, wie es war«, fuhr er schließlich fort. »Das Schlachten war grauenhaft. Sie brauchten nur zwei lächerliche Tage, um in die Stadt einzufallen. Sie metzelten alles und jeden nieder. Wer das Pech hatte, ihnen lebend in die Hände zu fallen, wurde vor den Mauern der Stadt gepfählt. Sie haben die Stadt vollständig geschleift. Soweit ich erfahren konnte, erging

es den anderen drei Städten nicht anders. Der Aufstand wurde blutig niedergeschlagen.«

Yarek hing förmlich an seinen Lippen.

»Und wie bist du denen entkommen?«, gelang es ihm schließlich zu fragen.

»Ein paar der Söldner schafften es, eines der Ausfalltore lange genug zu halten, um wenigstens einigen Leuten die Flucht zu ermöglichen. Nicht vielen, vielleicht ein- oder zweihundert und etwa einem Dutzend Söldner. Zu meinem Glück gehörte ich dazu. Wir haben uns bald darauf zerstreut. Die Garden haben mich fast hundert Meilen weit gejagt, bis ich sie endlich abhängen konnte. Keine Ahnung, wie viele es im Endeffekt geschafft haben. Nicht viele, fürchte ich. Ich sage dir, Yarek, es wird viel Zeit vergehen, bis in dieser Region wieder jemand an Rebellion denkt.«

Yarek schüttelte mitfühlend den Kopf und sah sich verschwörerisch im Schankraum um, vergewisserte sich, dass ihrem Gespräch niemand Beachtung schenkte. Er nahm einen tiefen Schluck Wein, um sich etwas Mut anzutrinken, und antwortete schließlich: »Ich sage dir, ohne die Garden würde sich Cedric keine Woche mehr als König halten.«

Dreigan lachte schallend los. »Solche Reden kenne ich von dir gar nicht«, meinte er. »Ich muss gestehen, ich habe gewisse Schwierigkeiten, dich mir als Revolutionär vorzustellen.« Er kicherte erneut. »Solche Reden bringen einen Menschen an die Spitze von Armeen«, Dreigan wurde schlagartig ernst, »oder auf das unangenehme Ende eines angespitzten Pfahls.« Seine Gedanken kehrten zu den Pfählen vor den zerstörten Mauern Queryns zurück. Er schloss die Augen, um das unwillkommene Bild loszuwerden, doch auch mit geschlossenen Lidern verfolgten ihn die Bilder toter Augen, die ihn anklagend anstarrten.

In seinem Geschäft konnte er sich so etwas wie Moral oder Gewissen nicht erlauben, aber trotzdem beschlich ihn

das Gefühl, diese Menschen im Stich gelassen zu haben. Seine gute Laune verflog und er starrte eine Weile trübsinnig in seinen Becher.

Yarek schien seine Gedanken zu erraten, denn mit einem Mal klopfte er ihm aufmunternd auf die Schulter und bestellte noch mehr Wein, diesmal auf seine Rechnung. »Ich bin aber sehr froh, dass du mit dem Leben davongekommen bist. Es hätte auch durchaus anders ausgehen können. Und deswegen feiern wir heute, dass du der unglaublichste Glückspilz unter der Sonne bist und ich mir nicht einen neuen besten Freund suchen muss.«

Er trank noch einen tiefen Schluck und die Schankmagd kam gerade rechtzeitig mit Nachschub an den Tisch, dass er seinen Becher sogleich wieder auffüllen konnte. Seine Stimmung war ansteckend und Dreigan ließ sich mitreißen und verdrängte für einen Abend den Gedanken an schwarze Garden, tote Auftraggeber und zerstörte Städte.

Aronius, Erzbischof der Kirche Ariadnes der Lichtgöttin, legte die Feder, mit der er gerade in sein Tagebuch schrieb, beiseite und rieb sich müde die Augen. In was für Zeiten lebten sie nur?

Er nahm sein Tagebuch wieder zur Hand und las den Eintrag des heutigen Tages noch einmal, brach aber bereits nach der Hälfte der Worte ab und schlug das Buch deprimiert zu.

Im Herzogtum Oden-Hasar herrschte eine verheerende Hungersnot. Eine Hungersnot! Schon wieder! Der König schickte die meisten Lebensmittel seinen Truppen, damit sie seinen Willen durchsetzen und seine gottlosen Kriege führen konnten. Aronius schüttelte traurig den Kopf. Warum dachten die Menschen immer nur darüber nach, wie sie ihre Mitmenschen am schnellsten umbringen konnten?

Die Bitten Herzog Cadir Uros' nach Hilfe und Lebensmitteln hatten den Thronsaal zwar erreicht, waren aber ungehört verhallt. Cadir war einer der letzten

Aristokraten, die dem alten König – die Göttin habe ihn selig – gedient hatten und noch immer an der Spitze ihrer Ländereien standen. Der König wusste das. Fast alle anderen Herzogtümer waren von Cedric Menschen seines Vertrauens als Lehen überlassen worden. Und das machte den Rat der Herzöge, den Neiron so mühsam ins Leben gerufen hatte, jetzt zu einer Marionetteninstanz des Königs.

Cadir kämpfte noch immer für die Rechte der kleinen Leute, stand aber im Grunde auf verlorenem Posten. In allen wichtigen – oder unwichtigen – Belangen wurde er regelmäßig von Cedrics Getreuen überstimmt. Einzig und allein Estelle, die Herzogin von Dorisan, hielt noch zu ihm. Doch das genügte auch nicht, um das Gleichgewicht im Rat wiederherzustellen.

Beim Gedanken an den alten König zog sich Aronius' Herz schmerzhaft zusammen. Sie waren nicht immer einer Meinung gewesen, doch trotz aller Unterschiede hatten sie einander geschätzt und respektiert. Stundenlang waren sie gemeinsam Seite an Seite durch die Gärten des königlichen Palastes spaziert, hatten über Philosophie, Politik und Poesie diskutiert. Neiron war so vollkommen anders als sein Bruder gewesen: sanftmütiger, immer ein offenes Ohr für die Belange seines Volkes und seiner Herzöge. Dieser Charakterzug war bei Monarchen selten. Aronius vermisste ihn sehr. Es war bereits einundzwanzig Jahre her, seit Neiron gestorben war, doch der Verlust schmerzte so bitter wie am ersten Tag.

Der Erzbischof stand auf und trat ans Fenster. Im Hof der Klosterfestung Caralyn wurden gerade mehrere Pferdegespanne mit Lebensmitteln beladen. Der König beachtete das Leiden nicht, aber die Kirche würde sich den verzweifelten Bitten der Menschen nicht verschließen. Noch in dieser Stunde würden diese Wagen in Richtung Oden-Hasar aufbrechen. Es war wenig genug, was der Klerus tun konnte, aber das wenige sollte getan werden.

Es klopfte dezent an der Tür.

»Herein!«

Die Tür öffnete sich. Ein hübsches junges Mädchen, das achtzehn Lenze noch nicht überschritten haben konnte und die weiße Tracht der Novizen trug, trat schüchtern ein. Ihr kastanienbraunes Haar fiel ihr fast bis auf die Hüfte und die rehbraunen Augen blickten scheu. Sie war von schlanker Gestalt und etwas kleiner als der Erzbischof, aber seine Haltung, die von der Last der Jahre und zu vieler schwieriger Entscheidungen gebeugt war, vermittelte die Illusion, sie wären gleich groß.

»Ja, Alisea? Was gibt es?«

»Verzeiht die Störung, Eure Eminenz. Bruder Okustus wartet vor Eurer Kammer und möchte Euch sprechen«, sagte sie.

Aronius seufzte innerlich auf. Er konnte sich schon denken, was Okustus wieder wollte. Es war die gleiche Diskussion, wie er sie seit Jahren mit seinem alten Freund und Ordensbruder mindestens einmal im Monat austrug. Anscheinend war es wieder einmal so weit.

»Bitte, führe ihn herein.« Alisea knickte tief und verschwand wieder, nur um kurz darauf mit einer hochgewachsenen Gestalt zurückzukehren. Die beiden Männer warteten, bis die Novizin den Raum verließ und die Tür hinter ihr ins Schloss fiel, bevor sie das Gespräch eröffneten.

Aronius betrachtete Okustus, wie er dort in der Tür stand. Er war genauso alt wie der Erzbischof, aber die Zeit war wesentlich gnädiger mit ihm umgegangen. Trotz seiner zweiundsechzig Jahre stand er voller Elan und Tatendrang im Zimmer: stark, unbeugsam, Zoll für Zoll der geborene militärische Anführer. Sein grau meliertes Haar fiel ihm locker bis auf die Schultern. Sein Bart war ordentlich getrimmt und mit duftenden Ölen eingerieben. Hätte Aronius es nicht besser gewusst, er hätte vermutet, sein alter Freund sei der Sünde der Eitelkeit verfallen. Er

kannte aber niemanden, auf den dies weniger zugetroffen hätte.

»Du siehst gut aus, mein Freund. Wie war deine Reise? Gibt es etwas zu berichten?«, fragte heiter.

Okustus, seines Zeichens Großmeister der Ritter vom Orden des heiligen Schwerts der Lichtgöttin, ließ sich erschöpft in einen Sessel sinken.

In einem Punkt hab ich mich allerdings geirrt, dachte Aronius. Er wirkt müder als bei unserem letzten Zusammentreffen.

»Nichts Gutes«, erwiderte Okustus missmutig. »Müssen wir das Gleiche eigentlich immer und immer wieder durchkauen, Aronius? Wann wirst du endlich einsehen, dass die Kirche im Niedergang begriffen ist? Würdest du dich nicht in dieser Festung verkriechen, wüsstest du, wie es draußen in der Welt aussieht.«

Aronius setzte sich ebenfalls, ehe er antwortete: »Ist es denn tatsächlich so schlimm?«

»Noch viel schlimmer. Dieser Kult von Agranon greift um sich. Sie gewinnen immer neue Anhänger und ihre Tempel schießen wie Unkraut aus dem Boden. Ich habe mit einigen unserer Bischöfe gesprochen. Ihre Erzählungen sind schlichtweg alarmierend. Sie sagen, dass sie an manchen Tagen Probleme haben, die Kirchenbänke mit Gläubigen zu füllen. Ich persönlich glaube, dass viele, die dem Orden treu und stark im Glauben sind, von den Kultisten eingeschüchtert werden. Nur leider fehlen mir dafür die Beweise. Meine Brüder schützen unsere Gläubigen, so gut es geht, doch für allumfassenden Schutz habe ich einfach zu wenig Ritter.« Er beugte sich vor und seine Stimme nahm einen verschwörerischen Tonfall an.

»Wie es in den besetzten Gebieten aussieht, weiß ich noch nicht. Eine kleine Rundreise in den Süden nach Darien oder in den Norden nach Erendunkallar könnte durchaus interessant sein. Wenn der Kult schon in den Gebieten, in denen die Menschen immer schon der Kirche der

Lichtgöttin angehörten, so um sich greift, wie wird es dann erst in vom Krieg heimgesuchten Gebieten sein? Ich schwöre, dir, dass an diesem Kult etwas ganz gewaltig stinkt.« Er tippte sich vielsagend an die Nase. »Eine alten Soldatennase riecht so was.«

Manchmal war offenkundig, dass Okustus aus einfachen Verhältnissen stammte. Seine Eltern waren Fischer gewesen. Aronius hingegen stammte aus adligem Haus, war sogar entfernt mit dem Herzog von Dyari verwandt. In den letzten vierzig Jahren waren allerdings alle Bemühungen des Erzbischofs, seinen Freund aus dem gemeinen Volk in die Geheimnisse der gewählten Ausdrucksweise einzuführen, vergebens gewesen. Manchmal dachte er, dass der Großmeister dies mit Absicht tat, nur um ihn zu ärgern.

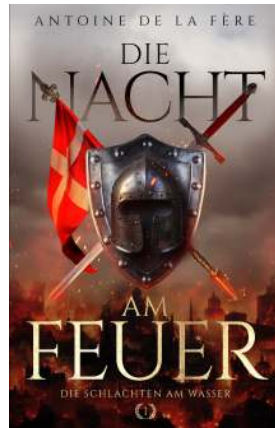
»Mäßige deine Ausdrucksweise«, startete er einen neuen, eher halbherzigen, Versuch, der bei Okustus lediglich ein schmales Lächeln auslöste.

Der Kult von Agranon. Immer und immer wieder dieser Kult. Aronius fuhr sich über die wenigen Haare, die er noch auf dem Kopf trug, und schindete auf diese Art Zeit, um sich eine geeignete Antwort für den alten General zurechtzulegen. Doch er musste zugeben, dass Okustus' Ausführungen nicht gerade dazu beitrugen, seine Befürchtungen zu zerstreuen, im Gegenteil.

Okustus' Argumentation war nicht von der Hand zu weisen. Der Kult war eine Bedrohung. Er war vor fünf Jahren zum ersten Mal öffentlich in Erscheinung getreten. Zuerst in den Randprovinzen und nur in vereinzelten kleinen Dörfern, aber ihre Macht hatte sich rasch vermehrt und verheerende Ausmaße angenommen.

Dabei wussten die Oberen der Kirche so gut wie nichts über den Kult. Fünf Jahre und sie wussten nichts – nichts über die Rituale in den Tempeln, nichts über die Anführer des Kults, nichts über ihre Doktrin.

ERLEBEN SIE WEITERE SPANNENDE
ROMANE!



Die Nacht am Feuer 1
von Antoine de la Fère

Die Schweiz im Jahre 1474. Eiserne Rüstungen und Schwerter blitzen im Sonnenlicht, der Pulverdampf der Steinbüchsen liegt in der Luft ... Lassen Sie sich auf die Schlachtfelder der Burgunderkriege katapultieren, wenn der tapfere Söldner Matthias um Ehre, Freiheit und die Liebe seines Lebens kämpft!



Mit schwarzem Kreuz
von Hermann Weinbauer

Das Deutschordensland im frühen 15. Jahrhundert ... Folgen Sie dem jungen Komtur Hermann von Thünnen in die folgenschwere Schlacht bei Tannenberg gegen die Feinde des Deutschritterordens.

Greifen Sie jetzt zu!

Tragen Sie sich jetzt in den Newsletter ein, um keine Neuerscheinungen zu verpassen!

Tragen Sie sich in den Newsletter von *EK-2 Publishing* ein, um über aktuelle Angebote und Neuerscheinungen informiert zu werden und an exklusiven Leser-Aktionen teilzunehmen.

Als besonderes Dankeschön erhalten Sie **kostenlos** das E-Book »Die Weltkrieg Saga« von Tom Zola. Enthalten sind alle drei Teile der Trilogie.



Klappentext: Der deutsche UN-Soldat Rick Marten kämpft in dieser rasant geschriebenen Fortsetzung zu H.G. Wells »Krieg der Welten« an vorderster Front gegen die Marsianer, als diese rund 120 Jahre nach ihrer gescheiterten Invasion erneut nach der Erde greifen.

Deutsche Panzertechnik trifft marsianischen Zorn in diesem fulminanten Action-Spektakel!

Band 1 der Trilogie wurde im Jahr 2017 von André Skora aus mehr als 200 Titeln für die Midlist des Skoutz Awards im Bereich Science-Fiction ausgewählt und schließlich von den Lesern unter die letzten 3 Bücher auf die Shortlist gewählt.

»Die Miliz-Szenen lassen einen den Wüstensand zwischen den Zähnen und die Sonne auf der Stirn spüren, wobei der Waffengeruch nicht zu kurz kommt.«

André Skora über Band 1 der Weltenkrieg Saga.



Link zum Newsletter:

<https://ek2-publishing.aweb.page>

Über unsere Homepage:

www.ek2-publishing.com

Klick auf *Newsletter* rechts oben

Via Google-Suche: EK-2 Verlag